

Rogowski überzeugt in Cannes

Drama „Große Freiheit“ überzeugt bei Filmfestival

CANNES Ein Drama über die Unterdrückung von Homosexuellen in Deutschland mit Franz Rogowski in der Hauptrolle hat beim Filmfestival Cannes berührt. Der Schauspieler Rogowski verkörpert in dem Film „Große Freiheit“ einen schwulen Mann, der im Nachkriegsdeutschland wegen seiner Homosexualität und Paragraph 175 immer wieder ins Gefängnis muss.

Das Werk des österreichischen Regisseurs Sebastian Meise feierte am Donnerstag Premiere. Der 35-jährige Rogowski ist in diesem Jahr einer der wenigen deutschen Filmschaffenden, die mit einem Werk bei den Internationalen Festspielen Cannes sind.

„Schwule Liebe war rechtlich bis Mitte der 90er Jahre verboten in Deutschland“, sagte Rogowski („Undine“, „Happy End“) der Deutschen Presse-Agentur. „Die Generation

ANZEIGE

Heute exklusiv für unsere Abonnenten

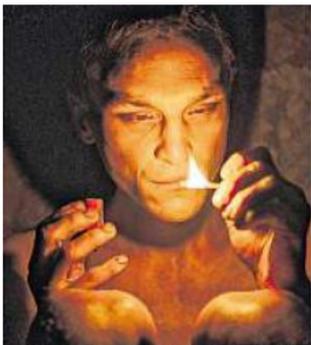


Alle Wochen-Highlights
Alle Spielfilme bewertet

rtv Das Fernsehmagazin Ihrer Zeitung

unserer Eltern hatte noch Angst vor Schwulen, weil Deutschland ihnen beigebracht hat, dass Schwulsein kriminell ist.“

Mittlerweile seien wir zwar „schon ganz aufgeklärt“, „aber die Geschichte wirkt in uns“, fand der in Freiburg geborene Schauspieler. „Deutschland hat den Paragraph 175 120 Jahre lang kultiviert. Deswegen beschäftigt uns das Thema noch heute.“ Der Paragraph 175 aus dem deutschen Strafgesetzbuch stellte Sex zwischen Männern ab 1872 unter Strafe. Er wurde im Jahr 1994 aufgehoben.



Franz Rogowski in seiner Rolle als Hans in einer Szene des Films „Große Freiheit“ FOTO: ROHFILM PRODUCTIONS/FREIBEUTER FILM/DPA

Rogowski spielt in „Große Freiheit“ Hans, der zunächst von den Nationalsozialisten und auch die folgenden Jahrzehnte regelmäßig wegen seiner Homosexualität verurteilt wird. Im Gefängnis trifft er auf Viktor (Georg Friedrich), der ihn anfangs verachtet. Dann aber nähern sich die Männer an und es entsteht eine enge Bindung. Regisseur Meise zeigt, wie Hans menschenunwürdig behandelt wird, sich nach Liebe und Nähe sehnt – und ihm all das verwehrt wird, nur weil er Männer mag. „Große Freiheit“ wird beim Festival Cannes in der renommierten Nebenreihe „Un Certain Regard“ gezeigt. Es ist eine deutsche Ko-Produktion, an der unter anderem die Firma Rohfilm Productions beteiligt war. Gedreht wurde den Angaben zufolge viel in einem ungenutzten Gefängnis in Magdeburg. Weitere Dreharbeiten fanden in Berlin und Österreich statt. (DPA)

Von SABINE LUDWIG

Herman de vries ist Künstler von internationalem Rang. Er hat zum Beispiel 2015 auf der Biennale in Venedig den niederländischen Pavillon gestaltet. Und gerade läuft noch bis 1. August seine Einzelausstellung im Kasseler Museum für Sepulkralkultur mit Fragmenten über die Vergänglichkeit des Daseins. Natur, Pflanzen, Steine, gefundene Objekte (objets trouvés) und Vergänglichkeit haben in den vergangenen Jahren eine große Rolle in seinem Schaffen gespielt. Liebhaber seiner Werke gibt es nicht nur in Deutschland – die Sammler kommen auch aus Italien, Holland, Japan oder Bahrain.

Freundlicher Empfang mit Melissentee und Himbeeren

Herman de vries empfängt Besucher in seinem Haus in Eschenau (Lkr. Haßberge) am liebsten im liebevoll verwilderten Garten. Selbst gepflückte Himbeeren und Melissentee stehen auf dem verwitterten Holztisch. Zu seinen Füßen räkelt sich eine Katze, die „Kater“ heißt.

Auch an seinem Geburtstag wird er dieses lieb gewonnene Ritual einhalten: Mit wenigen guten Freunden bei einer Tasse Tee beisammensitzen. „Nichts Großes, ich mag die Ruhe“, sagt Herman de vries. Die Pandemie hat er gut überstanden. Regelmäßig ist er durch den nahen Steigerwald, seinem selbst ernannten Atelier, gewandert und hat dabei mehr Spaziergänger getroffen als vorher. „Die Menschen hatten Zeit und Muße, in die Natur zu gehen.“

Auffallend sei, dass es wieder mehr Schmetterlinge gebe als vor einigen Dekaden. De vries ist ein sehr genauer Beobachter. Er erzählt von kleinen Freuden des Alltags wie seinem ständigen Sammeln im Wald: „Totholz, das mit Hunderten von Insektenarten lebendig ist, zum Beispiel.“ Mit Tierknochen auf weißen Platten zusammen ist es zurzeit in Kassel zu sehen.

Der Künstler blickt auf „Kater“ und erzählt vom Vorgänger, Willi, dem er im Sterben die grünen und blauen Fliegen vom Leib hielt: „Er war noch nicht tot, aber die Mücken kamen, um das Leben fortzusetzen.“ Aspekte der Vergangenheit finden sich wiederholt in seinem Schaffen, gleich ob es um verwelkte Blätter eines Apfelbaums, fixiert auf weißem Papier, goldene Kleinbuchstaben auf Findlingen, verbrannte Holzkohle zum Schreiben oder die plastische Form von Steinen geht.

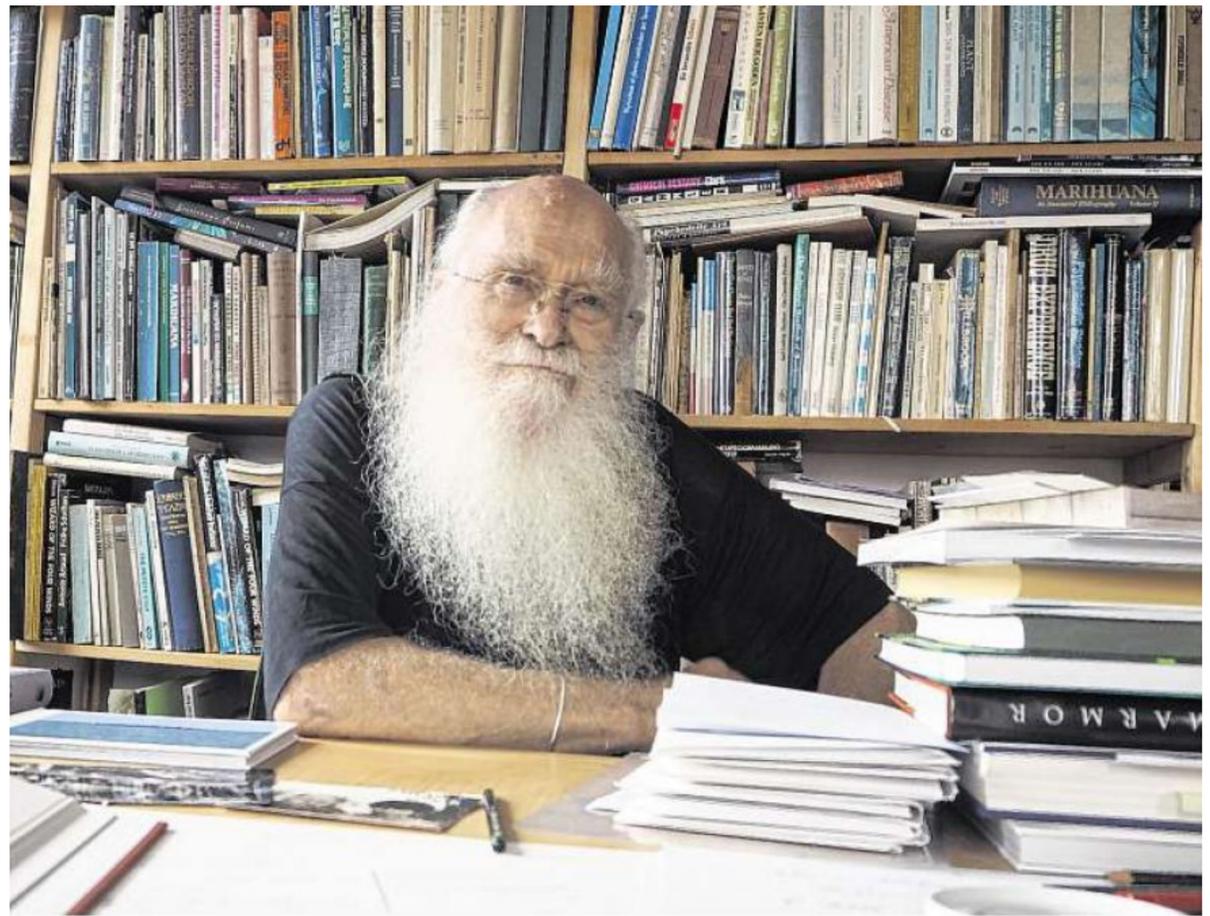
Nackt im Wald und als Drohung eine Ladung Schrot

Seine Ruhe und Inspiration findet er draußen, „in diesem fantastischen Laubwald“, der gleich hinter dem Haus beginnt. Weil er die Natur „als direkte Beziehung zum Raum“ bedingungslos zu spüren will, treffen Spaziergänger den in Alkmaar Geborenen schon mal splitterfasernackt an. De vries lacht, als er von jenem anonymen Brief erzählt, der an ihn gerichtet war: „Wenn du das noch mal machst, kriegst du eine Ladung Schrot in den Hintern!“ Passiert sei nichts, „doch meine Frau Susanne hat einen großen Schreck gekriegt“.

Die Frankfurterin und Tochter eines Kollegen ist seine zweite Frau, mit ihr lebt er seit Anfang der 1970er Jahre zusammen. Damals wollte sich de vries eigentlich in den Weiten von Irland niederlassen, doch der Besuch beim befreundeten Bildhauer in Eschenau änderte plötzlich alles. „Ich fragte eine Bäuerin am Gartenzaun, ob ich hier eine Wohnung mieten könnte, und sie sagte Ja. Eine Woche später war ich in Eschenau.“ Seitdem lebt er hier, der liebenswerte Einzelgänger, Menschenscheue und Waldschrat.

Ein Kompliment für seine Wahlheimat Eschenau

Mittlerweile hat er sein fünftes Domizil bezogen, ein altes Sandsteinhaus mitten im Ort. Ihm gefällt der schöne Dialekt im Steigerwald, „obwohl ich am Anfang nichts verstanden habe!“ Er wird akzeptiert und respektiert in seinem geliebten Dorf. Und in Ruhe gelassen: „Das ist mir am wichtigsten.“ Was die



Herman de vries in seiner Bibliothek in Eschenau.

FOTO: SABINE LUDWIG

Der Künstler, der die Natur liebt

Geburtstag: Der aus den Niederlanden stammende Künstler Herman de vries wird an diesem Sonntag 90 Jahre alt. Ein Besuch in Eschenau bei dem Mann, dessen Arbeiten auch in Japan und Bahrain gesammelt werden.

Leute über ihn denken würden - „ich weiß es nicht, das ist mir auch egal“. Weise Worte eines 90-Jährigen, der sagt: „Holland ist mein Geburtsland, aber meine Heimat ist hier.“

Er bedauert den Schwund der bäuerlichen Bevölkerung, ihrer Erfahrungen und Traditionen, die heute so wertvoll wären: „Früher lebten 16 Landwirte hier, heute sind es nur noch zwei.“ De vries setzt auf Biolandwirtschaft für die Zukunft, „weg von den Giftspritzen und Pestiziden“.

Der Künstler mit dem langen, weißen Haar schenkt sich Tee nach, denkt zurück an vergangene Zeiten und ist dankbar für ein reiches gelebtes Dasein. Er erzählt von der Lehre

in der Gartenbauschule im nordholländischen Hoorn, vom Gesellenstück, der selbst angelegten Obstplantage mit Drainage. Und von der Zeit als Assistent am wissenschaftlichen Institut in Arnhem, von den Wintern im Süden, dem Unterwegssein auf dem Hippie-Trail nach Indien oder der Rucksackreise durch Laos während des Vietnamkriegs.

De vries weiß um die Vielseitigkeit seines Tuns auch im hohen Alter – und wünscht sich noch ein paar gute aktive Jahre. Seine Frau, sagt er voller Wertschätzung, sei seine beste Kritikerin. „Wir essen und schlafen nicht nur zusammen, sondern wir denken auch zusammen.“

Herman de vries plant gerne, spricht über programmierte Zufälle, Methodik, systematisches Arbeiten – und die Zeit nach dem Tod. Seinen Körper will er später in Holland verbrennen lassen. Die Asche erhalten seine drei Kinder.

„Ich werde sie bitten, diese auf der Insel Gavdos südlich von Kreta zu verteilen. Auf dem Land, nicht auf dem Wasser.“ Auf Gavdos sei er zweimal gewesen, 1978 und 2015. Eine „wundervolle Erfahrung“, auch wenn die Insel „recht langweilig“ sei.

Und wenn es dort mit der Asche nicht klappt: „Dann wird der Steigerwald mein letzter Ruheplatz werden.“



Vergänglichkeitswerk: Wie ein Haßfurter Tagblatt vergeht, hat Herman de vries schon 1980 dargestellt. FOTO: MUSEUM FÜR SEPULKRALKULTUR, KASSEL



Herman de vries sammelt Erdproben aus der ganzen Welt und zerreibt sie auf Papier zu Farbmustern. FOTO: SABINE LUDWIG

Diskussion um antijüdische Figur am Bamberger Dom

Soll die umstrittenen Synagoga-Statue geschichtlich eingeordnet oder ganz entfernt werden?

BAMBERG Sie ist jung, sie ist schön, sie gilt als Höhepunkt der deutschen Bildhauerei im Hochmittelalter. Anmutig lächelt sie die Besucher des Bamberger Doms an – seit nunmehr fast 800 Jahren. Doch sie steht für eine verheerende Botschaft: Synagoga verkörpert mit ihrer Augenbinde und den zerbrochenen Gesetzestafeln eine Religion, die aus Sicht der christlichen Kirche abgewirtschaftet hat, vom Teufel verführt, der Verdammung preisgegeben.

Die Diskussion um den Umgang mit solchen antijüdischen Darstellungen ist nicht neu. Um die besonders drastischen Schmähfiguren der sogenannten Judensäule, zu finden

an Kirchen- und Hauswänden in ganz Deutschland, wurden schon Gerichtsprozesse geführt.

In Bamberg hat ein Kirchenmann im vergangenen Jahr einen neuen Impuls gesetzt: Der Weltanschauungsbeauftragte des Erzbistums, Hans Markus Horst, plädierte in einem Vortrag zur „Woche der Brüderlichkeit“ dafür, die umstrittene Synagoga aus dem Dom zu entfernen und mit ihrer Gegenfigur, der siegreich gekrönten Ecclesia, ins Diözesanmuseum zu verlegen. Das Domkapitel als Eigentümer der Kathedrale hat das abgelehnt.

Seit Jahresbeginn gibt es in der oberfränkischen Bischofsstadt einen

Runden Tisch zu solchen Fragen, am Mittwochabend fand eine hochkarätig besetzte Podiumsdiskussion in der Universität statt. Es war, so viel lässt sich sagen, nicht die letzte Debatte zum Thema.

Erzbischof Schick: Figur ist ein „Stein des Anstoßes“

Erzbischof Ludwig Schick plädierte dafür, die Figuren an ihrem Standort zu belassen. Ziel müsse aber sein, den Betrachter dahin zu führen, „dass jeder Antisemitismus verurteilt wird“. Wie das geschehen könnte, darüber müsse man freilich noch nachdenken. Für Schick jedenfalls ist die Figur ein „Stein des Anstoßes“,

der bleiben und jedem, der sie anschaut, „die Schamesröte ins Gesicht treiben“ sollte.

Nun zeigen allerdings die Erfahrungen von Domführungen, dass dieses Bildprogramm mit seiner furchtbaren Botschaft heute von den wenigsten noch erkannt, geschweige denn verstanden wird.

Der Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Josef Schuster, sagte, es müsse eine „sehr klare und eindeutige Beschriftung“ geben. „Ein QR-Code oder ein kleines Täfelchen, das man erst sieht, wenn man ums Eck geht, genügt mir nicht.“

Am schärfsten formulierte die Judaistin Susanne Talabardon: Die Fi-

gurengruppe sei „das getreue Abbild der christlich-jüdischen Beziehungen vom 4. bis zum 20. Jahrhundert“. Die triumphierende Kirche stehe einer „gedemütigten Minderheit“ gegenüber. Die Synagoga mit dem Teufel darunter, das sei theologisch das Niveau der „Bild“-Zeitung. „Das ist so harsch, da reicht es nicht, den Erklärbar zu spielen.“ Die katholische Kirche müsse sich bekennen: „Wir glauben nicht, dass Juden verblendet und vom Teufel verführt sind.“ Die Wissenschaftlerin schlug vor, sozusagen als Korrektiv eine weitere Figur in Auftrag zu geben, um zu veranschaulichen, wie die Kirche die Synagoga heute sieht. (KNA)